

14. Berliner Kolloquium der Gottlieb Daimler- und Karl Benz-Stiftung  
am 20. Mai 2010  
im Langenbeck-Virchow-Haus, Berlin

# Wozu braucht es Rituale?

## Kulturwissenschaftliche und neurobiologische Perspektiven

Leitung:

Prof. Dr. Axels Michaels

Sprecher des Sonderforschungsbereichs (SFB) 619 „Ritualdynamik“  
der Universität Heidelberg

### Statements

<i>Rainer Dietrich</i>	Rituale: Vermittlung zwischen Mensch und Umwelt	2
<i>Axel Michaels</i>	Die formale und emotionale Struktur von Ritualen	4
<i>Hannah Monyer</i>	Gedächtnisspuren: einmaliges oder wiederholtes Erleben	6
<i>Birgitt Röttger-Rössler</i>	Ritual und Emotion als bio-kultureller Prozess	8
<i>Jürgen Häusler</i>	Das Management zwischen Routine und Kreativität	10
<i>Volker Sommer</i>	Zur Evolutionsbiologie von Ritualen	12
<i>Harvey Whitehouse</i>	Rituale: Ursachen und Konsequenzen	14
<i>Christoph Wulf</i>	Zur Genese des Sozialen in Ritualen	16
<i>Christian von Scheve</i>	Ritual und kollektive Gefühle	18
<i>Wolf Singer</i>	Ritual und Freiheit	20

### Anhang

Angaben zur Person von ...	22
<i>Wilfried Porth, Henrik Jungaberle, William Sax und Eckard Minx</i>	

Redaktion: Kristina Vaillant, Berlin

Prof. Dr. Rainer Dietrich,  
Vorstand der Gottlieb Daimler- und Karl Benz-Stiftung, Ladenburg

## Rituale: Vermittlung zwischen Mensch und Umwelt



*Nach Lehr- und Forschungstätigkeiten an den Universitäten Saarbrücken und Heidelberg hat Rainer Dietrich seit 1993 den Lehrstuhl für Psycholinguistik am Institut für deutsche Sprache und Linguistik der Humboldt-Universität zu Berlin inne. Seine hauptsächlichen Forschungsgebiete sind die Produktion von Sprache sowie der Erwerb von Zweitsprachen. An der Humboldt-Universität leitet er das psycholinguistische Versuchslabor und untersucht dort experimentell die Prozesse der Sprachverarbeitung. Dabei liegt das besondere Augenmerk auf der Untersuchung der Struktur des Produktionssystems, beispielsweise dem Zeitverlauf von sprachlichen Äußerungen unter hoher Arbeitsbelastung. Rainer Dietrich gehört seit*

*2005 dem Vorstand der Gottlieb Daimler- und Karl Benz-Stiftung an. Zuvor war er Mitglied und zeitweise Sprecher des Wissenschaftlichen Beirats der Stiftung.*

Rituale sind allgegenwärtig. Wir beginnen den Tag mit alltäglichen Aufsteh- und Frühstücksritualen, der Tag endet mit Ritualen, die den Tag beschließen. Diese Rituale markieren die alltäglichen Übergänge genauso wie nicht-alltägliche Rituale, wie sie etwa Hochzeiten, Tauffeiern oder Beerdigungen darstellen, sehr einschneidende Übergänge im Lebenslauf begleiten. Im Prinzip kann jeder Aspekt der menschlichen Existenz Gegenstand eines Rituals sein. Rituale, so scheint es, sind eine Konstante der menschlichen Existenz.

Solchen elementaren Ausdrucksformen menschlichen Daseins hat sich die Stiftung in den vergangenen Jahren immer wieder gewidmet: Anlässe dafür boten Fragen wie „Ist Schönheit messbar?“, Themen wie das menschliche Gehirn oder die innere Uhr als biologischer Taktgeber des Menschen. Wie wichtig abendliche Rituale für einen gesunden Schlaf sein können, darauf haben Forscher des letztjährigen Kolloquiums zum Thema Schlafforschung wiederholt hingewiesen.

Rituale finden in einem faszinierenden Spannungsfeld von Veränderung und Beharren statt. Sie können mit ihrer starren Abfolge von Handlungen bei den Beteiligten eine Transformation auslösen. So werden Jugendliche in fast allen Kulturen im Verlauf von Ritualen zu Erwachsenen. Inwiefern Rituale einen Schutzraum bieten, den der Mensch braucht, um diese Veränderungen zu durchleben beziehungsweise auszuhalten, ist eine der Fragen, denen sich das Kolloquium widmet.

Andererseits verändern sich auch die Rituale selbst über die Zeit, oder aber sie können zum Angriffspunkt von Rebellion werden und damit zum Ausdruck gesellschaftlichen Wandels. Die Veränderbarkeit von Ritualen ist Gegenstand des Sonderforschungsbereichs „Ritualdynamik“ an der Universität Heidelberg. Dieser Partner der Stiftung ist mit über 90 beteiligten Kulturwissenschaftlern gegenwärtig der weltweit größte Forschungsverbund im Bereich der Ritualwissenschaften. Professor Axel Michaels, Sprecher des Sonderforschungsbereichs „Ritualdynamik“, nutzt das diesjährige Kolloquium „Wozu braucht es Rituale?“, um Kultur- und Sozialwissenschaftler mit Neurobiologen und Anthropologen in einen Dialog zu bringen. Gemeinsam erhoffen sie sich Einsichten darüber, welche Rolle Gefühle für die Funktion und Wirkung von Ritualen spielen, welcher Art die Bewusstseinszustände sind, die mit Ritualen einhergehen sowie generell mehr Wissen über die biologischen Grundlagen von Ritualen.

Die Gottlieb Daimler- und Karl Benz-Stiftung fördert Wissenschaft und Forschung zur Klärung der Wechselbeziehungen zwischen Mensch, Umwelt und Technik. Rituale scheinen für die Interaktion zwischen dem Menschen und seiner sozialen Umwelt und auch zwischen Mensch und Natur eine tragende Funktion zu haben. Und – wenn man manches ritualisierte Verhalten im Internet, im Verkehr oder in der industriellen Produktion betrachtet – dann scheint dies auch für die Interaktion von Mensch und Technik zu gelten. Neue Erkenntnisse über diese Funktion von Ritualen zu gewinnen, dazu soll das Kolloquium beitragen.

Prof. Dr. Axel Michaels,  
Universität Heidelberg, Sonderforschungsbereich „Ritualdynamik“

## Die formale und emotionale Struktur von Ritualen



*Axel Michaels ist Professor für Klassische Indologie am Südasien-Institut der Universität Heidelberg. Seit 2002 leitet er dort den Sonderforschungsbereich „Ritualdynamik“, der Rituale als soziokulturelle Prozesse in historischer und kulturvergleichender Perspektive untersucht. Außerdem ist er seit 2007 einer der drei Direktoren des Exzellenzclusters „Asia and Europe in a Global Context“. Axel Michaels hat zu kultur-, religions- und rechtsgeschichtlichen Aspekten des Hinduismus geforscht und zur Ritualforschung breit publiziert, wobei sein besonderes Interesse den lebenszyklischen Übergangsritualen in Nepal gilt. Gemeinsam mit seinem Team untersucht er diese*

*Rituale, indem er sie einerseits ethnologisch beobachtet und andererseits einheimische Ritualhandbücher durch Edition, Übersetzung und Analyse erfasst.*

Wozu braucht der Mensch Rituale? Nichts hat die Problematik von Ritualen so deutlich gemacht wie der Auftritt von Fritz Teufel, der 1967, angeklagt wegen eines Steinwurfs bei einer Demonstration, vor einem Berliner Gericht gequält der Aufforderung folgte, sich zu erheben, und kommentierte: „Wenn’s der Wahrheitsfindung dient.“ Weil das Ritual des Aufstehens vor Gericht tatsächlich nichts zu dessen eigentlicher Aufgabe, nämlich der Wahrheitsfindung, beiträgt, gelang es Fritz Teufel mit seinem Verhalten, die Machtstrukturen, die in dem Ritual des Aufstehens ihren Ausdruck finden, wirkungsvoll ins Lächerliche zu ziehen.

Sind Rituale also überflüssig? Die Tatsache, dass Rituale in allen Gesellschaften vorkommen, muss skeptisch stimmen. Ob Teezeremonie, Hochzeitsfeier, Olympische Spiele oder Weihnachtsfest – immer schwingt die Vorstellung von einem Ritual mit. Immer schwingt aber auch die Vorstellung mit, dass es sich bei Ritualen um etwas Besonderes handelt, das entweder positiv (erhaben, feierlich, beruhigend) oder negativ (obsolet, überkommen, stereotyp, förmlich) bewertet wird. Warum macht der Mensch so etwas? Wozu braucht es Rituale?

Bevor diese Fragen aus kulturwissenschaftlicher und neurobiologischer Sicht angegangen werden können, sollte zunächst definiert werden, was unter einem Ritual zu verstehen ist. Das ist nicht einfach, denn kaum ein Begriff ist so vieldeutig. Was unterscheidet ihn von verwandten Begriffen wie Zeremonie, Feier, Spiel, Sport, Fest, Theater, Etikette, Brauch, Sitte und Routine? Zudem

wird der Begriff Ritual von den wissenschaftlichen Disziplinen unterschiedlich eingesetzt: Während Verhaltensforscher primär den Begriff Ritualisierung verwenden und Ritual als Unterbegriff, gilt für Kulturwissenschaftler umgekehrt Ritual als Oberbegriff, dem die Ritualisierung unterzuordnen ist.

Trotz dieser begrifflichen und methodischen Unsicherheiten und der großen kulturellen, historischen und regionalen Unterschiede von Ritualen ist es sinnvoll, sie als gesonderte Form menschlichen Handelns zu bestimmen. Denn rituelle Handlungen lassen sich durch die folgenden differenzierenden Merkmale charakterisieren: Sie sind (a) eine Verkörperung im handelnden Geschehen, bilden (b) eine aus Handlungselementen zusammengesetzte Förmlichkeit, die auch eine Ritualgrammatik vermuten lässt, haben (c) einen Ritualmodus, der sich insbesondere im Bezug zu einer überhöhten Welt ausdrückt, und bewirken (d) die Transformation der Ritualteilnehmer, denen dadurch häufig ein neuer Status verliehen wird.

Aufgrund dieser Kriterien sind Veränderungen eines Rituals schwer durchzuführen. Sie erfolgen nur unter bestimmten, von außen wirkenden kulturellen und politischen Einflüssen oder durch innere, gravierende soziale und ökonomische Veränderungen und Konflikte. Gleichwohl zeigt die Ritualdynamik stete Veränderungen. Kulturwissenschaftlich kann man die Beharrlichkeit von Ritualen unter anderem damit erklären, dass sie ein Vertrauenskapital bilden, welches für die Stabilität sozialer, politischer und wirtschaftlicher Beziehungen sorgt. Rituale vermitteln Sicherheit und Vertrauen und sie verhindern oder vermindern Unsicherheit, Willkür und Beliebigkeit.

Erfüllen Rituale grundlegende menschliche Bedürfnisse, dann ergeben sich Anfragen an andere Wissenschaften vom Menschen, insbesondere an die Kognitionswissenschaften und die Neurobiologie. Zu fragen ist (a) nach dem Verhältnis von Ritual und Kognition, insbesondere nach der vielfach postulierten Bedeutungsbeliebigkeit von Ritualen; (b) nach dem Unterschied zwischen Ritual und Ritualisierung bei Tieren; (c) nach dem Verhältnis von Ritual und Evolution, das heißt, nach artgeschichtlich ererbten und ritualisierten Verhaltensformen wie etwa dem Grußverhalten; sowie (d) nach der Beziehung zwischen Ritual und Emotion, insbesondere inwieweit Rituale kulturelle Lern- und Vermittlungsprozesse beeinflussen.

Die Frage ist auch, warum und wie Rituale erlernt werden und ob sich ein besonderer Modus der Bewusstheit bei Ritualen ausmachen lässt. Letztlich wird es darum gehen, zu prüfen, ob sich die These vom Ritual als eigener Form des Handelns aufrechterhalten lässt, und wenn ja, wozu dieses Handeln gebraucht wird.

*Prof. Dr. med. Hannah Monyer,  
Medizinische Fakultät der Universität Heidelberg*

## **Gedächtnisspuren: einmaliges oder wiederholtes Erleben**



*Hannah Monyer ist seit 2009 Professorin für Klinische Neurobiologie an der Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg und dem Deutschen Krebsforschungszentrum (DKFZ). An der Heidelberger Universität studierte Hannah Monyer Medizin und promovierte über das Phänomen der Eifersucht bei Marcel Proust. Nach Stationen als Assistenzärztin in Mannheim und Lübeck forschte sie von 1986 bis 1989 am Stanford University Medical Center (Kalifornien, USA), bevor sie nach Heidelberg zurückkehrte. Dort habilitierte sie sich 1993, baute ab 1994 im Rahmen einer Stiftungsprofessur ihre eigene Arbeitsgruppe auf und wurde 1999 Ärztliche Direktorin der Neurologischen Klinik.*

*Mit ihrer Arbeitsgruppe geht Hannah Monyer der Frage nach, wie sich Netzwerke von Nervenzellen aufeinander abstimmen, damit im Gehirn sinnvolle Bilder der Außenwelt entstehen. Ziel ist es, neue Erkenntnisse über Zellen und Moleküle zu finden, die bei diesen Prozessen Schlüsselrollen einnehmen.*

Ein hervorstechendes Kennzeichen von Ritualen ist die Wiederholung: ob als mentaler Vorgang, als Körperbewegung beim Tanz, in Form einer sprachlichen Äußerung, im Gesang oder als Musik. Zum einen zeigen sich diese Wiederholungen innerhalb des festgelegten Ritualablaufs, zum anderen in der Wiederholung über längere Zeiträume hinweg. Eine Handlung wird erst dann zum Ritual, wenn sie wiederholt stattfindet. Meistens geschehen diese Wiederholungen sehr präzise, manchmal bieten Rituale Spielraum für Abweichungen. Weil die Wiederholung aber so wichtig ist für das Memorieren und Erlernen, könnte man auch sagen: ohne Erinnerung kein Ritual.

Was aber passiert im Gehirn, wenn wir einen Sinneseindruck immer wieder von Neuem wahrnehmen, wenn wir eine Bewegung mehrmals hintereinander wiederholen? In diesem Moment treffen neue Sinnesreize auf eine Erfahrung, die im Gehirn bereits ihre Spuren hinterlassen hat. Bestimmte neuronale Netzwerke im Gehirn werden reaktiviert. Im Zuge dieser Reaktivierung findet aber gleichzeitig eine Aktualisierung bestehender Inhalte statt. Das heißt, bei der Wiederholung werden zwar die gleichen Zellen aktiviert wie zuvor, aber die gespeicherte Erinnerung ist labil, sie wird durch die Wiederholung in einen neuen Kontext gestellt. Dadurch finden strukturelle Veränderungen im Gehirn statt.

Man kann hier von einer Dialektik zwischen Konstanz einerseits und Plastizität, also der Veränderbarkeit der Gehirnstrukturen durch Erfahrungen, andererseits sprechen. Die neuronalen Verarbeitungsprozesse, die mit der Wiederholung einhergehen, könnten die biologischen Grundlagen für eine Verknüpfung von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft darstellen. Für Rituale hieße dies, dass durch sie aktuelle Erfahrungen mit früheren Erfahrungen – auch der vorangegangener Generationen – verbunden und an nachfolgende Generationen weitergegeben werden können.

Prof. Dr. Birgitt Röttger-Rössler,  
Freie Universität Berlin

## Ritual und Emotion als bio-kultureller Prozess



*Birgitt Röttger-Rössler studierte Ethnologie, Anthropologie, Romanistik sowie Malaiologie und Volkskunde an den Universitäten Göttingen, Zürich, Köln und Bonn. Seit 2008 ist sie Professorin für Ethnologie im Exzellenzcluster „Languages of Emotion“ an der Freien Universität Berlin, wo sie seit Jahresbeginn auch das Institut für Ethnologie als Geschäftsführende Direktorin leitet. In Lehre und Forschung beschäftigt sich Röttger-Rössler mit den Themen Emotionen, Kognitionsethnologie, Geschlechterforschung, Biografie und Erinnerung sowie indonesische und malaiische Literaturen. Ihr Arbeitsschwerpunkt liegt seit einigen Jahren auf der Emotionsforschung, wobei sie sich insbesondere der kulturellen*

*Modellierung von Emotionen in südostasiatischen Gesellschaften widmet. In aktuellen Forschungsprojekten untersucht sie die Sozialisation von Emotionen im Kulturvergleich sowie den Zusammenhang zwischen Emotion und Erinnerung und geht kollidierenden Gefühlskulturen im Kontext von Migration nach.*

Rituale gehören zum Menschsein. Es gibt keine Kultur, die nicht über Rituale verfügt. Die Spannbreite reicht von extrem aufwendigen und langwierigen, mit hochkomplexen Symboliken verbundenen religiösen und sakralen Riten bis hin zu kleinen, profanen, eher unscheinbaren Alltagsritualen, wie sie etwa monatliche Mitarbeiterbesprechungen oder die Gutenachtgeschichte am Bett des Kindes darstellen. Eine bedeutsame Form bilden die sogenannten Übergangsriten, die Statuspassagen von Individuen oder Gruppen markieren und begleiten. Dazu zählen nicht nur Riten, die mit zentralen Lebenszyklusereignissen wie Schwangerschaft, Geburt, Pubertät, Heirat oder Tod verknüpft sind, sondern auch solche, die andere Formen der Veränderung, des Wechsels, der Grenzüberschreitung begleiten. Dabei sind Art und Anzahl der Statuspassagen, die Menschen rituell zu bewältigen haben, hochgradig kulturabhängig.

Bei aller Vielfältigkeit weisen Übergangsriten jedoch eine gemeinsame dreigliederige Grundstruktur auf. Sie wurde bereits vor rund hundert Jahren von dem französischen Ethnologen Arnold van Gennep im Kulturvergleich herausgearbeitet und ihre Gültigkeit wurde seitdem immer wieder bestätigt. Bei diesen drei Phasen handelt es sich um die Trennungsphase, in der die zu Transformierenden aus ihrem Alltagsleben herausgelöst werden, die Schwellenphase, in der sie in einen Zustand der Zwischenexistenz versetzt werden, der ihnen die Vorbereitung auf den jeweils neuen Status ermöglicht, und

die Angliederungsphase, in welcher die nun Transformierten in ihrem neuen Status und ihrer veränderten Identität wieder in das Alltagsleben reintegriert werden.

Übergangsriten scheinen Menschen die psychische und emotionale Adaption an veränderte Lebensbedingungen und soziale Positionen zu erleichtern. Sie stellen dem Einzelnen Zeit-Räume zur Verfügung, in denen die Bedingungen und Regeln ihres bisherigen Lebens außer Kraft gesetzt sind und die neuen sozialen Anforderungen noch nicht gelten, so dass eine emotionale Loslösung und Umorientierung ermöglicht wird.

Eine Reflexion dieses klassischen kulturwissenschaftlichen Modells der Übergangsriten im Licht neuer neurowissenschaftlicher Erkenntnisse zu Interaktivitätsprozessen (z. B. zu emotionalen und kognitiven Einfühlungsprozessen, zum Phänomen der „emotionalen Ansteckung“ sowie zum Perzeptions-Aktions-Modell etc.) legt die These nahe, dass Übergangsriten in fundamentaler Weise mit bio-physiologischen Prozessen verbunden sind bzw. diese instrumentalisieren, um Individuen sozial und kulturell definierte Statuspassagen zu ermöglichen. Rituale stellen ebenso wie Emotionen bio-kulturelle Prozesse dar. Sie sind Bestandteile der *Conditio humana* und werden als solche auch niemals obsolet werden können. Kurz: Menschen brauchen Rituale, um die ständigen Grenzüberschreitungen und Reorientierungen, die das Leben ihnen abverlangt, bewältigen und kommunizieren zu können.

Prof. Dr. Jürgen Häusler,  
Interbrand Zintzmeyer & Lux, Zürich

## Das Management zwischen Routine und Kreativität



Jürgen Häusler studierte Verwaltungswissenschaften in Konstanz und promovierte im Fach Sozialwissenschaften an der Universität Frankfurt am Main. Dort und an der Technischen Hochschule Darmstadt lehrte er als Dozent für Politikwissenschaften. Seine wissenschaftliche Laufbahn führte ihn an das Massachusetts Institute of Technology (Boston, USA) sowie das Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln. Anstatt seine wissenschaftliche Karriere fortzusetzen, folgte er 1991 dem Ruf eines Schulfreundes, um die Deutsche Telekom im Auftrag von Zintzmeyer & Lux bei der Markenentwicklung zu beraten. 1992 wurde Jürgen Häusler Geschäftsführer des

Beratungsunternehmens, das sich später der internationalen Unternehmensgruppe Interbrand anschloss. Von 2001 bis 2009 leitete er Interbrand Central and Eastern Europe als Geschäftsführer, seit 2009 ist er deren Aufsichtsratsvorsitzender. Der Markenexperte lehrt als Honorarprofessor für strategische Unternehmenskommunikation an der Universität Leipzig.

Der ständige Wandel als Konstante erfolgreicher Unternehmensführung ist inzwischen sprichwörtlich geworden. Immer neue Produkte sorgen für wachsende Nachfrage, ständig weiterentwickelte Prozesse für die nötige Effizienzsteigerung. Unternehmerpersönlichkeiten treiben diesen Innovationsprozess durch kreative Zerstörung voran. Allerdings setzt dies voraus, so der Konsens der ökonomischen Innovationsforschung und -praxis, dass sie sich bei der Suche nach kreativen Antworten prinzipiell außerhalb etablierter Routinen bewegen.

Zeitgenössische Manager sind jedoch gefangen in Routinen. Mächtige Glaubenssätze machen ihnen das Funktionieren ihres Unternehmens, des Marktes und ihrer Kunden verständlich, eingeschliffene und hochgradig formalisierte Vorgehensweisen bestimmen ihr vielfach ritualisiertes Verhalten. Hinterfragt und begründet werden müssen Glaubenssätze und Rituale insbesondere dann nicht mehr, wenn sie als „Best Practice“ geadelt wurden. Bei der Optimierung der (Branchen-)Standards wirkt Kreativität jenseits adaptiver Ansprüche störend.

Diese grundsätzliche Ambivalenz zwischen unternehmerischer Kreativität und den Routinen des modernen Managements wird exemplarisch erlebbar am Beispiel des Marketings. Im Zentrum des Interesses stehen dabei zwei Fragen:

(1) Verhindern routinisierte Handlungsabläufe tatsächlich immer kreative Erneuerungen in Unternehmen?

Im modernen Marketing herrscht flächendeckend das Diktat der Marktforschung. Da Konsumenten jedoch in der Regel nur der Blick in den Rückspiegel der bekannten Konsumwelt abverlangt werden kann, handelt es sich dabei offensichtlich um ein konservierendes Ritual. Dennoch kommen immer wieder Produktneuheiten auf den Markt, bei denen unsicher ist, ob sie eine hinreichende Zahl an Abnehmern finden. Es gibt also Spielwiesen der Kreativität, die zu derartigen Marketingabenteuern führen. Im günstigen Fall sind sie das Ergebnis von bewusst gestalteten Innovationsritualen.

Bilden nicht routinisierte Handlungsabläufe geradezu die Basis für Innovationen, indem sie in modernen Großkonzernen erst den Raum für kreatives Handeln schaffen? Der „Neue“ (die durchschnittliche Verweildauer des Marketingchefs in Großkonzernen liegt mittlerweile bei etwa zwei Jahren) bekommt stets nicht nur das Recht, sondern meist sogar den Auftrag, allen „alten“ Ballast über Bord zu werfen. Dies wiederholt sich routinemäßig, meist inhaltsleer, im Ergebnis aber doch als rituelle Gestaltung eines Übergangs mit hohem Innovationspotenzial.

(2) Unterliegen diese routinisierten Handlungsabläufe nicht selbst Veränderungsprozessen?

Routinisierte Handlungsabläufe im Management sind immer auch das Ergebnis historischer Gegebenheiten, innerhalb derer sich Unternehmen behaupten müssen. Die heute dominanten Marketingrituale sind sicher dem „American Way“ als globaler Best Practice geschuldet. Durch dessen aktuelle Krise geraten aber auch diese Routinen unter Veränderungsdruck.

Waren die Routinen von heute nicht selbst einst kreative Antworten auf seinerzeit neue Herausforderungen? Die Existenz ausdifferenzierter professioneller Marketingabteilungen in Unternehmen ist wohl auch dem Wunsch geschuldet, nicht nur auf die Intuition der Unternehmerspersönlichkeit zu vertrauen, wenn es darum geht, kaufkräftige Kunden zu finden. Dadurch wird das Diktat des Unternehmenspatriarchen zugunsten der Emanzipation der Konsumentenperspektive gebrochen. Routinisiert führt dieser Prozess aber im Laufe der Zeit zu einer Tradition bewahrenden Starre und Rigidität.

In der Realität geht der vermeintlich grundlegende Widerspruch zwischen Routine und Kreativität über in ein unübersichtliches Spannungsfeld zwischen bewahrenden und aktivierenden Routinen beziehungsweise zwischen adaptiver und gestaltender Kreativität. In diesem Spannungsfeld tummeln sich eine beachtliche Zahl von Managementberatern als professionelle „Ritual-Entwickler“, aber ebenso jene, die mit ihrer kreativen Energie am Widerstand des zum Ritual gewordenen „Das war bei uns schon immer so“ scheitern.

Prof. Dr. Volker Sommer,  
University College London

## Zur Evolutionsbiologie von Ritualen



*Volker Sommer lehrt und forscht seit 1996 am University College London, wo er einen Lehrstuhl für Evolutionäre Anthropologie innehat. Nach dem Studium der Biologie, Chemie und Theologie promovierte er 1985 im Fach Anthropologie, seine Habilitation legte er 1990 an der Universität Göttingen ab. Er war sowohl Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung als auch Heisenberg-Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Die Forschungsschwerpunkte des Anthropologen und Primatologen sind das Sozial- und Sexualverhalten sowie die Ökologie von Primaten, die er seit Jahrzehnten in Asien und Afrika untersucht. Einer breiteren Öffentlichkeit ist der engagierte Naturschützer durch Radio- und Fernsehsendungen sowie zahlreiche Bücher bekannt, z. B. „Lob der Lüge“ (1992), „Von Menschen und anderen Tieren“ (1999), „Darwinisch denken“ (2007).*

Aus Sicht der Evolutionsbiologie lassen sich Rituale als Akte der Kommunikation zwischen Darstellern und Publikum begreifen. Dabei sind Rituale gewöhnlich multimedial, weil visuelle, geruchliche, taktile oder akustische Signale gleichzeitig zum Einsatz kommen. Springender Punkt ist, dass diese Signale „kostspielig“ sind – und eben deshalb jene Zuschauer überzeugen können, an die sie adressiert sind.

Paradebeispiel eines „teuren Signals“ ist der Pfauenschwanz, den der Hahn in endlosem Auf- und Abwippen zur Schau trägt, um potenzielle Paarungspartnerinnen zu beeindrucken. Das körpereigene Ornament herzustellen, fällt seinem Träger nicht leicht. Der Vogel muss genügend gute Nahrung finden, um sein aufwendiges Prunkstück aufzubauen. Zudem muss er gesund sein; kränkliches, von Parasiten befallenes Gefieder würde matt erscheinen. Überdies muss der Hahn trotz schwerer Last weiterhin Raubfeinden wie Schakalen, Hyänen und Wildkatzen entkommen können. Der Prachtschwanz ist also Ausdruck von „Selbst-Behinderung“. Genau das macht ihn für Weibchen attraktiv. Denn wer einen bunten Riesenfächer in die Welt stellen kann, ist per definitionem wohlbeholdlich und kräftig – ein indirekter Maßstab für exzellente genetische Konstitution.

Teure Signale müssen aber nicht körperimmanent sein. Um sie zu erzeugen, können auch Ressourcen aus der Umwelt genutzt werden. So behämmern Schimpansen breite Brettwurzeln und erzeugen so einen Trommelklang, der im afrikanischen Urwald eindrücklich hallt. Südamerikanische Affen reiben sich wohlriechende Zitrusblüten ins Fell, was ihren sozialen Status befördern mag. Laubenvögel des Westpazifik errichten pyramidale Nester, die an elaborierte

Mai- oder Christbäume erinnern, andere konstruieren aus Gras, Blattwerk und Ästen komplexe Dächer oder eben Lauben. Dekoriert werden die Prachtwerke mit glitzernden und farbigen Muscheln, Federn, Schuppen, Steinen – oder mit Zivilisationsabfall wie Kronkorken. Weibchen wägen offensichtlich die Raffinesse der Bauten ab, bevor sie sich für eine Heimstatt entscheiden.

Kostspielige Signale sind mithin per se „ehrlich“, da sie verlässliche Informationen über die Ressourcen und Motivationen der Signalsender beinhalten.

Im Zuge der Hominisation, der Menschwerdung, wurden solche Zeichensetzungen zunehmend externalisiert (Körperbemalung, Objektverzierung) und kollektiviert (gemeinschaftliches Tanzen, Paradieren, Singen, religiöse Kulte, Wettkämpfe, Initiationsriten). Diese Zurschaustellungen stärken – je nach betriebenem Aufwand – die Identität der Gruppenmitglieder nach innen („Wir-Gefühl“) und warnen zugleich Außenstehende.

Konkurrenz zwischen Gruppen war vermutlich ein permanentes Charakteristikum unserer sozialen Evolution – und Ritualen kam (und kommt) in diesem Konfliktfeld eine wichtige Funktion zu.

*Prof. Dr. Harvey Whitehouse,  
Oxford University*

## **Rituale: Ursachen und Konsequenzen**



*Harvey Whitehouse hat seit 2006 den neu geschaffenen Lehrstuhl für Sozialanthropologie an der Universität Oxford inne. Er ist außerdem Gründungsdirektor des dortigen Centre for Anthropology of Mind und des Institute of Cognition and Culture an der Queen's University Belfast. In Oxford war er von 2006 bis 2009 Direktor der School of Anthropology. Der ausgebildete Ethnologe geht in seinen Forschungsarbeiten Fragen der soziokulturellen Evolution und den kognitionswissenschaftlichen Aspekten von Kultur, Religion und Ritual nach. Er leitet u. a. das Projekt „Explaining Religion“, in dessen Rahmen die psychologischen Gründe und Folgen religiösen Denkens und*

*Handelns untersucht werden. In einem weiteren Projekt erforscht Harvey Whitehouse Religion aus einer evolutionsbiologischen Perspektive, die kognitionswissenschaftliche und evolutionstheoretische Ansätze miteinander verbindet. Gemeinsam mit der Psychologin Cristine Legare entwickelt er außerdem Experimente, um zu untersuchen, wie Kinder Rituale verstehen und wie sie sich Rituale aneignen.*

Wissenschaftler versuchen seit Langem zu verstehen, warum sich bestimmte Glaubensrichtungen sehr schnell und weit verbreiten und sich dabei oftmals als langlebige Traditionen mit riesiger Anhängerschaft entfalten, während andere auf wesentlich kleinere Bevölkerungsgruppen beschränkt bleiben (obwohl auch sie über lange Zeiten bestehen können). Es ist allgemein anerkannt, dass diese beiden unterschiedlichen demografischen Profile immer in Verbindung mit anderen Merkmalen auftreten. So besteht beispielsweise bei Religionen mit großer Gefolgschaft die Neigung, das Wort (insbesondere als Doktrin und Erzählung) über Götzenbilder, rituelle Bräuche und persönliche Offenbarungen zu stellen. Einige Wissenschaftler schlagen Alphabetisierung und Bildung als die augenfälligsten Kriterien für die Erklärung dieser Abweichung vor und unterscheiden damit zwischen Schriftreligionen oder anderen großen Glaubenstraditionen und den Kulturen und kleineren Glaubenstraditionen, die bei nichtalphabetisierten Stammesbevölkerungen oder in der halbalphabetisierten Landbevölkerung zu finden sind. Andere Erklärungen wurden vorgeschlagen, darunter die, dass die unterschiedlichen Formen der Religionsausübung auf gegensätzliche epistemologische Standpunkte und die sich daraus ergebenden pädagogischen Erfordernisse zurückgehen: Religionen, die auf einer mündlichen Überlieferung gründen, sind auf Lehrmeister und Schüler angewiesen, während

jene Religionen, die von esoterischen Ritualen abhängen, der persönlichen und unmittelbaren Offenbarung bedürfen.

Die meisten dieser dichotomen Theorien postulieren, dass es eine charakteristische Häufung bestimmter Variablen oder Phänomene gibt. Allerdings hat keine der Theorien (von denen übrigens jeder neue Ansatz Überschneidungen mit der jeweils vorangegangenen Theorie aufwies) jemals ganz geklärt, worin die kausalen Beziehungen zwischen den einzelnen Merkmalen dieser zwei Gruppen bestehen.

In meinem Vortrag gehe ich ebenfalls von zwei unterschiedlichen Formen von Religiosität aus: dem doktrinalen Modus (doctrinal mode) und dem imaginalen Modus (imagistic mode). Die zugrundeliegende Theorie (modes theory) versucht dabei nicht nur zu erklären, warum es zwei immer wiederkehrende Muster organisierter Religionsausübung gibt, sondern auch, wie die eine der anderen in der Frühgeschichte des Menschen zum Aufstieg verholfen hat, und zwar parallel zum Übergang des Menschen von der Lebensform des Jagens und Sammelns zum Ackerbau. Ein Hauptaugenmerk des Vortrags liegt auf den vielfältigen Methoden, mit denen diese Theorie aufgestellt und überprüft worden ist: ethnologische, historische, archäologische, experimentelle und quantitative Methoden. Dabei stütze ich mich auf Arbeiten von über hundert Wissenschaftlern in Forschungsinstituten auf mehreren Kontinenten und schlage damit einen neuen Weg vor, um Hypothesen in den Sozialwissenschaften zu formulieren und zu testen.

*Prof. Dr. Christoph Wulf,  
Freie Universität Berlin*

## **Zur Genese des Sozialen in Ritualen**



*Nach seiner Habilitation 1975 an der Universität Marburg war Christoph Wulf zunächst Professor für Erziehungswissenschaft an der Universität-Gesamthochschule-Siegen. Danach wurde er an die Freie Universität Berlin (FU) berufen, wo er seit 1980 Allgemeine und Vergleichende Erziehungswissenschaft lehrt. An der FU Berlin ist Christoph Wulf Mitglied des „Interdisziplinären Zentrums für Historische Anthropologie“ und des Graduiertenkollegs „InterArts Studies“, am 2007 eingerichteten Exzellenzcluster „Languages of Emotion“ wirkt er als Projektleiter. Christoph Wulf ist seit 1988 Mitglied der Deutschen UNESCO-Kommission, 2008*

*wurde er zu deren Vizepräsidenten gewählt. Seine Bücher u. a. zur Geschichte, Kultur und Philosophie der Anthropologie, zur Anthropologie der Erziehung und zur Bedeutung von Ritualen für Bildung und Erziehung wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt. Neben der historischen und pädagogischen Anthropologie beschäftigt er sich u. a. mit Fragen der ästhetischen und interkulturellen Bildung sowie der Performativitäts-, Ritual- und Emotionsforschung.*

Die internationale und interdisziplinäre Ritualdebatte macht deutlich, dass heute die lange übersehene produktive Seite rituellen Handelns im Zentrum des Interesses steht: Rituale konstituieren Gemeinschaften; ohne sie ist Soziales nicht möglich. Deshalb spielen sie auch in allen gesellschaftlichen Bereichen eine Rolle.

Soziale Gemeinschaften konstituieren sich durch verbale und nonverbale ritualisierte Formen der Interaktion und Kommunikation, die ständig auf einer „Bühne“ aufgeführt werden. Erst auf diesem performativen Weg werden Rollen, Zusammenhalt, Intimität, Solidarität und Integration der Gemeinschaft als Gemeinschaft möglich. Das heißt, Gemeinschaften zeichnen sich nicht nur durch ein kollektiv geteiltes symbolisches Wissen aus, sondern sie inszenieren dieses Wissen auch durch Rituale. Mit diesen Ritualen wird die Selbstdarstellung und Reproduktion der sozialen Ordnung und Integrität bestätigt.

Viele rituell erzeugte Welten haben einen demonstrativen und einen ludischen Charakter. Rituell Handelnde wollen und sollen hier von anderen wahrgenommen werden. Das gilt etwa für Rituale der Einsetzung in neue Funktionen innerhalb einer Gemeinschaft oder des Übergangs von einem lebenszeitlichen Stadium in ein anderes. Dabei ist es gerade diese

demonstrative Öffentlichkeit, aus der die rituelle Handlung und ihr Auftrag zur Gemeinschaftsstiftung ihre Legitimation beziehen.

Wie die „Berliner Ritualstudie“ des Sonderforschungsbereichs „Kulturen des Performativen“ (FU Berlin) gezeigt hat, kommt Ritualen auch für die Verwirklichung von Reformen in Institutionen eine erhebliche Bedeutung zu. Erst mit der Entwicklung neuer Rituale wird der Zusammenschluss mehrerer sozialer Subjekte zu gemeinsamem Handeln möglich. Um institutionelle Veränderung zu realisieren, muss das dazu erforderliche Verhalten performativ werden. Dazu bedarf es seiner Wiederholung, Einübung und Routinisierung – seiner Ritualisierung.

Nach wie vor gibt es keine einheitliche Ritualtheorie; vielmehr ist das Feld der „ritual studies“ durch eine Heterogenität der Ansätze gekennzeichnet. Je nach Zeit, Raum, Kultur und Gegenstandsfeld kommt es zu unterschiedlichen Konzeptualisierungen des Ritualbegriffs. So kann es sinnvoll sein, im Rahmen eines eher allgemein verwendeten heuristischen Ritualbegriffs zusätzlich zwischen Ritualisierung, Konvention, Zeremonie, Liturgie und Feier zu unterscheiden. Auch eine Differenzierung zwischen verschiedenen Ritualtypen wie Übergangsritualen, Ritualen der Amtseinführung, der Intensivierung oder der Rebellion sowie Interaktionsritualen ist naheliegend.

Trotz der genannten Einschränkungen lassen sich allgemeine Merkmale von Ritualen angeben. Zu diesen gehören der herausgehobene Charakter der Handlung, ihre Zeitlichkeit, Örtlichkeit, ihre Kollektivität und Öffentlichkeit. Rituale sind komplex und regelhaft, wobei ihre Regelhaftigkeit an ein praktisches Wissen gebunden ist, das seinerseits Regelmäßigkeiten erzeugt. Ihre Wirkung entfalten Rituale durch die Verbindung von performativen und symbolischen Elementen. Am Beispiel von Familienritualen wie gemeinsamem Essen, Familienfesten wie Weihnachten, Geburtstag, Taufe, Konfirmation und Hochzeit wird dies deutlich. In diesen rituellen Feiern und Festen vergewissern sich die Mitglieder der Familie ihrer Zusammengehörigkeit. Auch wenn sich Dauer, Intensität und Stil der Mahlzeiten in Familien stark unterscheiden, so ähneln sie einander dennoch in ritueller Hinsicht.

*Prof. Dr. Christian von Scheve,  
Freie Universität Berlin*

## Ritual und kollektive Gefühle



*Christian von Scheve ist Juniorprofessor für Soziologie mit dem Schwerpunkt Soziologie der Emotionen am Exzellenzcluster „Languages of Emotion“ und am Institut für Soziologie der Freien Universität Berlin. Zuvor war er Assistent am Institut für Soziologie der Universität Wien und Fellow der Forschergruppe „Emotionen als bio-kulturelle Prozesse“ am Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) der Universität Bielefeld. Der promovierte Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler leitet am Exzellenzcluster diverse Projekte, u. a. zu den Gefühlen Angst und Ärger und zu dem moralische, psychische wie soziale und politische Aspekte umfassenden Motiv der Vergebung. Sein Forschungsinteresse*

*gilt sozialen Normen, der Kooperation sowie der gesellschaftlichen Prägung und den sozialen Funktionen von Gefühlen.*

Für die Soziologie und die Sozialwissenschaften sind Rituale vor allem aus einem Grund von Interesse: Ihnen werden bestimmte Funktionen in Gruppen, Gemeinschaften und ganzen Gesellschaften zugeschrieben. Diese Funktionen beziehen sich zumeist auf die Stabilität eines Kollektivs, auf die Solidarität zwischen seinen Mitgliedern und auf die Stärke des Zusammenhalts in der Gruppe. Insofern haben Rituale eine ordnende und strukturierende Kraft, sie produzieren den „sozialen Kitt“, der Gesellschaften und Gemeinschaften zusammenhält. Eine der großen offenen Fragen ist jedoch, wie diese Funktionen zustandekommen und welche sozialen Mechanismen ihnen zugrundeliegen.

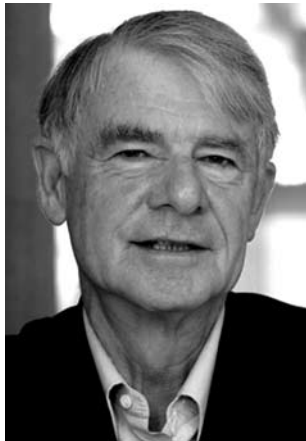
Mit Emile Durkheim hat die Soziologie bereits vor gut hundert Jahren darauf hingewiesen, dass Gefühle und Emotionen bei der Realisierung dieser sozialen Funktionen vermutlich eine ganz entscheidende Rolle spielen. Rituale, die sich durch Zusammenkünfte, gemeinsames Handeln und körperliche Koordination auszeichnen, führen häufig zu einer affektiven Erregung der Teilnehmer, es kommt zu einem „Übersprudeln“ der Gefühle, das schnell große Menschenmengen erfassen und deren Verhalten maßgeblich bestimmen kann. Emile Durkheim hat diese kollektiven Emotionen als „Efferveszenz“ bezeichnet. In unseren modernen westlichen Gesellschaften sind sie uns besonders von Sportveranstaltungen oder Demonstrationen bekannt.

Diese kollektiven Emotionen können ganz spontan und unmittelbar als Gefühle der Zusammengehörigkeit, des „Einsseins“ und der Bindung an die Gruppe oder Gemeinschaft empfunden werden. Wie aber entstehen aus diesen spontanen kollektiven Empfindungen im Ritual langfristige „Wir-Gefühle“? Wie kann diese Efferveszenz dazu beitragen, auch losgelöst von den

außeralltäglichen Ritualen Solidarität zu stiften und den Zusammenhalt von Gruppen und Gemeinschaften zu fördern? Obgleich schon Emile Durkheim erste Antworten auf diese Fragen formuliert hat, stehen wir noch am Anfang der Erforschung der Rolle von Affekten in Ritualen. Klar ist, dass vor allem den weitreichenden Zusammenhängen von Kognition und Emotion eine herausragende Bedeutung zukommt. Schon Durkheim hat angenommen, dass kollektive Emotionen dazu dienen, Gruppensymbole mit einem affektiven Gehalt zu versehen, so dass sie auch außerhalb des Rituals nicht nur wahrgenommen und verstanden, sondern eben auch *gefühlt* werden. Vermutlich können die kognitiven Voraussetzungen und Konsequenzen von Ritualen – etwa gemeinsam geteilte Wünsche und Überzeugungen, Lernen, Gewöhnung – grundsätzlich besser verstanden werden, wenn auch die affektiven Komponenten dieser Prozesse in Zukunft eingehender betrachtet werden. Hilfreich ist hierfür auch die interdisziplinäre Zusammenarbeit, etwa mit Psychologen und Vertretern der Neurowissenschaften.

*Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Wolf Singer,  
Max-Planck-Institut für Hirnforschung, Frankfurt am Main*

## Ritual und Freiheit



*Wolf Singer studierte Medizin in München und Paris, promovierte 1968 an der Ludwig-Maximilians-Universität in München, habilitierte sich 1975 an der Technischen Universität München und ist seit 1981 Direktor am Max-Planck-Institut für Hirnforschung. Im Jahr 2004 gründete er das Frankfurt Institute for Advanced Studies (FIAS) sowie 2008, in Kooperation mit den Gebrütern Strüngmann und der Max-Planck-Gesellschaft, das Ernst-Strüngmann-Institut (ESI) für Hirnforschung in Frankfurt am Main. Seine Forschung ist der Aufklärung der neuronalen Grundlagen kognitiver Funktionen gewidmet. Zunächst konzentrierten sich seine Arbeiten auf die Hirnentwicklung, heute untersucht*

*er hauptsächlich das sogenannte Bindungsproblem, also die Frage, wie Teilprozesse der Sinnesverarbeitung im Gehirn zusammengebunden werden, um kohärente Wahrnehmungen zu ermöglichen.*

Rituale finden sich in allen Kulturen, seit jeher und unabhängig vom Zivilisationsgrad. Dies legt nahe, dass sie der Befriedigung menschlicher Grundbedürfnisse dienen. Liturgien, Tänze, Festtage und Festessen, Pilgerfahrten, Körperbemalungen, Beschneidungen, Ritterschläge, Handschläge, Verbeugungen, Skarifizierungen, Hochzeiten, Umzüge, Erstkommunionen, Mutproben, Trommelrhythmen, Totenglockengeläut, Advents- und Jungfernkranze, Christbäume, Ostereier, Schweigeminuten, Halbmastfahnen, Silvesterraketen, Schwurhände – Rituale begegnen uns in reicher Vielfalt, oft in gleichförmiger Wiederholung und häufig so, dass wir deren Bedeutung nicht mehr erinnern. Bei Ritualen, die in regelmäßigen Zyklen wiederkehren und gemeinsam vollzogen werden, ist wahrscheinlich, dass sie Sicherheit und Geborgenheit spenden, indem sie Bekanntes und Vertrautes erwarten und erleben lassen. Viele Rituale werden zudem von Gemeinschaften Eingeweihter vollzogen. Hier ist anzunehmen, dass dies dem Bedürfnis nach Zugehörigkeit, nach Einbettung in eine Gesellschaft Gleichgesinnter entspricht.

Vielleicht aber haben Rituale einen viel tieferen Grund, vielleicht ist das Angenehme, das Wohlige, das sich bei der Teilhabe an Ritualen oft einstellt, nur das, was übrig bleibt, wenn sich eine tiefere Bedeutung nicht mehr erschließt und das Ritual zur Routine wird. Dadurch, dass wir Menschen der biologischen Evolution die kulturelle hinzugefügt haben, brachten wir Wirklichkeiten in die Welt – manche bezeichnen sie als soziale Realitäten. Sie gehören einer anderen Kategorie an als all das, was wir mit unseren fünf Sinnen wahrzunehmen in

der Lage sind. Es sind die Inhalte von Verabredungen, von Glaubenssystemen, von moralischen Setzungen, es sind Konzepte wie Treue, Verlässlichkeit, Verantwortlichkeit, Erwachsensein etc. Diese im Laufe der soziokulturellen Evolution entstandenen Wirklichkeiten sind für die Entwicklung und Stabilisierung sozialer Systeme von außerordentlicher Wichtigkeit. Damit sie aber die notwendige Verbindlichkeit erlangen können, müssen sie sinnlich erfassbar, emotional spürbar und mit anderen Menschen teilbar werden. Um als real wahrgenommen zu werden, bedürfen sie der Rückbindung an jene Realität, die unseren Sinnessystemen direkt zugänglich ist. Vielleicht haben Rituale diese vermittelnde Funktion.

Zu klären gilt es also, wie sich Rituale entwickelt haben könnten. Vermutlich sind sie der begrifflichen Fassung dessen, was sie vermitteln sollen, vorausgegangen. Vielleicht führten die aus zwischenmenschlichen Interaktionen nach und nach entstehenden sozialen Realitäten zunächst ein Schattendasein als implizite, vorbewusste Ahnungen, die sich jeder Benennung entzogen. Durch Rituale könnten diese nicht greifbaren Wirklichkeiten die Konkretisierung und bewusste Wahrnehmbarkeit erfahren haben, die der sprachlichen Fassung vorausgeht. Festzuhalten ist, dass solche Betrachtungsweisen nur rückblickend möglich sind, da sie die Verfügbarkeit der entsprechenden Begriffe voraussetzen. Ohne Konsens darüber, was wir unter Ritualen und sozialen Realitäten verstehen, wäre dieser Diskurs nicht möglich.

## Anhang: Angaben zur Person von ...

*Wilfried Porth*

*Vorstandsmitglied der Daimler AG / Personal & Arbeitsdirektor*

### **Eröffnung**



*Wilfried Porth ist seit April 2009 Vorstandsmitglied der Daimler AG und in dieser Funktion verantwortlich für das Ressort Personal. Gleichzeitig ist er Arbeitsdirektor des Unternehmens und zudem verantwortlich für den Bereich Informationstechnologie sowie den Einkauf in den Bereichen Nichtproduktionsmaterial und Dienstleistungen. Wilfried Porth studierte von 1981 bis 1985 Maschinenbau an der Universität Stuttgart. Dort schloss er sein Studium als Diplom-Ingenieur ab. 1985 trat er als Planungsingenieur im Bereich Zentrale Produktionsvorbereitung 2 in die damalige Daimler-Benz AG ein. Seitdem war er für das Unternehmen an verschiedenen Standorten tätig, unter anderem in Brasilien,*

*Südafrika und Japan. Im Juni 2009 wurde Wilfried Porth für die Daimler AG in das Kuratorium der Gottlieb Daimler- und Karl Benz-Stiftung berufen.*

*Dr. Henrik Jungaberle,*

*Universität Heidelberg*

### **Teilnehmer an der Podiumsdiskussion**



*Henrik Jungaberle studierte in Freiburg und Konstanz Philosophie und Geschichte, in Heidelberg Musiktherapie und Gesundheitswissenschaften. Er arbeitet seit 2000 am Institut für Medizinische Psychologie der Universität Heidelberg, wo er sich zunächst mit künstlerischen Methoden in der Psychotherapie befasste. Als Teil des kulturwissenschaftlichen Sonderforschungsbereichs „Ritualdynamik“ erforscht er seit 2002 den Gebrauch psychoaktiver Substanzen und entwickelt Ansätze für die Prävention. Jungaberle ist seit Januar 2010 Leiter des EU-geförderten Präventionsprogramms REBOUND. Charakteristisch für seine Arbeitsweise ist deren Interdisziplinarität. Henrik*

*Jungaberle verbindet kulturwissenschaftliche Fragen mit psychologischen Ansätzen wie Resilienz (Widerstandskraft), Salutogenese (Gesundheit als Prozess) und Empowerment. Er interessiert sich insbesondere für die Vermittlung wissenschaftlicher Ergebnisse im Rahmen politischer Entscheidungsprozesse.*

*Prof. Dr. William Sax,  
Universität Heidelberg*

### **Teilnehmer an der Podiumsdiskussion**



*William Sax ist seit 2000 Leiter der Abteilung Ethnologie am Südasiens-Institut der Universität Heidelberg. Der aus den USA stammende Anthropologe studierte an der Banaras Hindu University in Indien sowie an der University of Chicago, wo er als Fulbright-Stipendiat und Junior Research Fellow des American Institute for Indian Studies tätig war. Anschließend war der Experte für die Ethnologie Indiens Fellow am Department of Anthropology der Harvard Academy for International and Area Studies, Gastwissenschaftler am dortigen Center for the Study of World Religions, und als Lecturer am Department of Anthropology tätig. Von 1989 bis 2000 war er Dozent und Senior Lecturer*

*am Institut für Philosophy and Religious Studies der University of Canterbury in Christchurch, Neuseeland. Neben der Ethnologie Indiens gehören Performanz und Theater, Medizinethnologie sowie das Themenfeld Pilgrimage (Pilgerfahrten) zu seinen Forschungsschwerpunkten. In den beiden letzten Jahren sind von ihm bei Oxford University Press zwei Titel erschienen: „God of Justice: ritual healing in the central Himalaya“ (2009) und „Ritual Efficacy?“ (2010, herausgegeben mit Johannes Quack und Jan Weinhold) und im Journal of Ritual Studies „The Efficacy of Rituals“ (2010, Special Issue 24 (1), herausgegeben mit Johannes Quack).*

*Prof. Dr. Eckard Minx,  
Vorstandsvorsitzender der Gottlieb Daimler- und Karl Benz-Stiftung, Ladenburg*

### **Eröffnung des Abendvortrags**



*Im Anschluss an das Studium der Wirtschafts- und Rechtswissenschaft an der Freien Universität Berlin war Eckard Minx zwischen 1974 und 1979 Assistent am Institut für Volks- und Weltwirtschaft der Universität. 1980 trat er als Mitarbeiter in die Berliner Forschungsgruppe „Gesellschaft und Technik“ der Daimler AG ein. 1992 übernahm er die Leitung der Forschungsgruppe an beiden Standorten in Berlin und Palo Alto, Kalifornien. Seit November 2008 führt er die Stiftung als Vorsitzender des Vorstands, dem er seit Frühjahr 2007 angehört. Eckard Minx ist ein ausgewiesener Experte auf den Gebieten Zukunftsforschung, Innovationsmanagement sowie*

*Organisationsentwicklung und lehrt als Honorarprofessor an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin und am Institut für Mobilitätsdesign der Hochschule der Künste, Braunschweig.*